

Tome of the Vastlands: Purpurne Rache

Zetsu
20.04.2025

Kapitelübersicht

Der kalte Schatten der Kindheit	3
Die neue Herrin der Burg	5
Der schleichende Tod	9
Die Wahrheit hinter den Schatten	12
Die Flucht ins Ungewisse	16
Ein Pakt zur Sünde	21

Der kalte Schatten der Kindheit

Der Winter in Nordholm war erbarmungslos. Schnee türmte sich an den steinernen Mauern der Burg und der eisige Wind pfiff durch die hohen Türme. Die Kälte schien sich nicht nur in die Wände, sondern auch in die Herzen derer zu schleichen, die dort lebten. Sie kroch durch die Ritzen der Fenster, ließ die Flammen in den Kaminen flackern und legte sich wie eine unsichtbare Last auf die Schultern der Menschen.

Das Jahr 372 nach der Vereinigung des Königreichs von Faergria. Eliza von Nordholm, einzige Tochter des Hauses *von Nordholm*, war gerade erst drei Jahre alt, als sie das letzte Mal die warme Umarmung ihrer Mutter Aquila spürte. Ihre kleinen Finger hatten sich in das seidige Gewand der Frau gegraben, als würde der feste Griff allein sie davon abhalten, zu verschwinden. Doch dies war trotz der kindlichen Vorstellung nicht genug.

Die Erinnerung an das liebevolle Gesicht ihrer Mutter war bereits wie eine verblassende Zeichnung in ihrem Geist, eine Silhouette aus Licht und Schatten. Nur der Duft von Lavendel blieb ihr erhalten, umhüllte sie manchmal in stillen Momenten und erinnerte sie daran, dass es einst Liebe und Wärme in ihrem Leben gegeben hatte. Ihr Mutter bedeutete ihr alles.

Ihr Bruder Stephan, zwei Jahre älter, stand mit versteinelter Miene und verquollenen Augen neben ihr, als ihrer beider Mutter zu Grabe getragen wurde. Sein Blick war nicht der eines weltoffenen Kindes, sondern der eines Jungen, der zu früh gezwungen worden war, die Welt mit all ihrer Grausamkeit zu verstehen. Er hielt Elizas Hand, die seine Hand so fest drückte, dass es beinahe schmerzte, doch er klagte nicht. In diesem

Moment war dieser Druck das Einzige, was die beiden daran erinnerte, dass sie nicht allein waren.

Ihr Vater Erich, Großherzog von Escrigria, war einst ein auf dem Schlachtfeld für seine fast schon berserkerartigen Angriffe gefürchtet worden. Seine Präsenz ganze Säle füllen können. Doch am Tag der Beisetzung seiner Frau schien der einst große Mann um Jahre gealtert zu sein.

Seine Schultern waren eingefallen und sein Blick irrte ruhelos zwischen den Sargträgern und dem kalten Himmel hin und her, von dem ein paar einsame Schneeflocken fielen. Es war, als suche er zwischen ihnen nach einem Zeichen, nach einer Erklärung für den Verlust seiner Familie. Doch es gab keines. Nur die Stille des Schnees, der auf das Grab herabfiel und alles begrub, selbst die letzten Worte, die er nie ausgesprochen hatte.

Eliza erinnerte sich nicht an den Moment, als sie schließlich von der Zeremonie fortgeführt wurde. Nur an die Kälte, die durch ihre kleinen Stiefel drang, den knirschenden Schnee darunter und die unzähligen Tränen, die beinahe schon mitten auf den Wangen gefroren.

An jenem Abend saß sie in ihrem Zimmer am Fenster, die Stirn gegen das kalte Glas gepresst, sie beobachtete ihren kondensierenden Atem an der Scheibe und fragte sich, ob der Himmel für immer so grau bleiben würde. Ob die Sonne jemals wieder hell genug scheinen konnte, um die Schatten in ihrem Herzen zu vertreiben.

Die neue Herrin der Burg

Nicht einmal ein Jahr später brachte ihr Vater eine neue Frau nach Nordholm. Die Hochzeitszeremonie war prunkvoll, mit langen Tafeln, reich gedeckten Speisen und kunstvoll bestickten Bannern, die in den Hallen mit den Farben Escrigrias flatterten. Überall brannten Kerzen, deren Licht sich in den polierten Silberkelchen spiegelte. Das Klirren von Bechern, das Lachen der Adligen aus ganz Faergria und das Spiel der Musikanten schufen eine Illusion von freudiger Feierlichkeit, doch Eliza konnte sie nicht genießen.

Ihr Blick war einzig und allein auf die Frau gerichtet, die nun ihre Stiefmutter geworden war. Sie war schön, mit eisblonden Haaren, die in kunstvollen Flechtwerken lagen, und kalten blauen Augen, in denen keinerlei Mitgefühl zu finden war. Sie trug ein Kleid aus dunkelblauem Samt, bestickt mit silbernen Ranken, das ihren hölzernen Ausdruck nicht aufzuweichen vermochte. Ihr Lächeln war perfekt einstudiert, ihre Worte wohlgesetzt, doch Eliza fühlte sich, als wäre sie nichts weiter als eine Beobachterin in ihrer eigenen Familie.

Die Art, wie ihre Stiefmutter sie musterte, ließ Eliza frösteln. Es war kein Blick, den eine Mutter einem Kind schenkte, kein Blick, in dem Neugier oder Zuneigung lag. Es war ein prüfender, messender Blick. Wie eine skrupellose Jägerin, die ihre Beute beurteilte.

Nach der Hochzeit änderte sich die Atmosphäre in der Burg schlagartig. Die Bediensteten waren angespannt, Gespräche verstummten, wenn die neue Großherzogin einen Raum betrat. Selbst das Klirren der Kelche schien leiser zu werden, als wäre ihre bloße Anwesenheit eine unsichtbare Hand, die sich auf die Schultern aller legte.

Ihr Vater schien sie zu lieben, oder wollte zumindest daran glauben, dass es so war, doch etwas an ihm war gebrochen. Die Trauer um Aquila verblasste nicht, sondern wurde von der Präsenz seiner neuen Gattin wie eine Kerze im Wind erstickt.

Eliza beobachtete, wie ihr Vater sich zunehmend veränderte. Er wurde verschlossener, seine Tage waren mit endlosen Besprechungen gefüllt, seine Abende mit einem dumpfen Schweigen, das selbst in den großen Hallen nachhallte.

Seine Gattin saß stets an seiner Seite, ihre schlanken Finger sanft auf seinem Arm, ihre Worte ein seidenweiches Netz aus Zuneigung und Kontrolle. Ihre Stimme war stets ruhig, doch ihre Augen waren kalt wie der Winterwind.

Die Monate vergingen und mit ihnen wuchs die Distanz zwischen Eliza und ihrem Vater. Es waren nicht nur die kühlen Worte oder die plötzlichen Versammlungen, zu denen sie keinen Zugang mehr hatte. Es war die Art, wie seine Umarmungen seltener wurden, wie sein Blick immer häufiger abschweifte, wenn sie ihn ansprach. Einst hatte er ihr liebevoll durch das Haar gestrichen, ihre Stirn geküsst, wenn sie schlafen ging. Nun waren es höchstens knappe Gesten, mechanisch, beinahe schlicht pflichtbewusst.

Oft stand Eliza nachts vor seinem Arbeitszimmer und lauschte den Stimmen darin. Sie konnte die gedämpften Worte ihrer Stiefmutter hören, das leise Knarzen des großen Ledersitzes, wenn sich ihr Vater darin bewegte. Manchmal sprach er gereizt, dann wieder in einem resignierten Tonfall, als hätte er sich bereits seinem Schicksal ergeben. Wenn Eliza am Morgen mit ihm sprach, lag Dunkelheit in seinen Augen, ein Schatten, der sich langsam in ihm ausbreitete. Sie fragte sich, ob er es selbst bemerkte.

Einmal fasste sie ihren Mut zusammen, ihren Vater darauf anzusprechen: „Vater, wieso seid Ihr so anders?“

Er sah sie nur kurz an, bis er sich schließlich dem Fenster zuwandte und sprach mit fahler Stimme: „Eliza, meine Kleine. Ich bin müde. Die Jahre fordern ihren Tribut.“

Eliza glaubte ihm nicht. Sie wusste, dass er ihr nichts anderes sagen würde. Also nahm sie seine Antwort widerwillig doch akzeptierend hin und schwieg - und beobachtete, wie der einst so starke Mann, der für sie Vorbild und Anker war, Tag für Tag ein Stückchen mehr von dem verlor, was ihn ausmachte.

Zwei Monate nach Elizas fünften Geburtstag, wurde Tristan geboren; ihr und Stephans jüngster Halbbruder.

Die Burg und ganz Escrigria waren erfüllt von Feierlichkeiten, Musik hallte durch hohen Säle, und das Volk brachte scharenweise Geschenke dar. Die Festhallen waren voller Stimmen, voller Glückwünsche und Anstoßen, doch Eliza fühlte sich, als stünde sie außerhalb dieser Welt. Sie war in einem goldenen Käfig, während ihre Stiefmutter ihre neue Familie genoss.

Diese hielt Tristan wie einen Schatz in den Armen, als wäre er aus Kristall geformt, während Eliza und Stephan nur aus der Ferne beobachten durften.

„Ihr solltet Abstand halten,“ sagte ihre Stiefmutter mit süßlicher Stimme, während sie ihren Blick giftig auf Eliza und Stephan richtete. „Er ist zerbrechlich.“

Eliza blinzelte. Die Worte klangen harmlos, doch die Art, wie sie ausgesprochen wurden, ließ keinen Zweifel an ihrer Bedeutung. Es war nicht nur eine Warnung, sondern eine Grenze, die ihre Stiefmutter zwischen sie, Stephan und ihren neuen Halbbruder errichtete. Stephan, der neben ihr stand, sagte nichts, doch sein Griff um ihre Hand wurde fester. In seinem Blick lag dasselbe Verständnis, dieselbe unausgesprochene Wahrheit. Sie waren Fremde in ihrem eigenen Heim geworden. Und tief in Elizas Herz sickerte eine bittere Gewissheit. Ihre Familie war seit dem Tod ihrer geliebten Mutter nicht mehr dieselbe, und ihre Stiefmutter hatte in ihrem Reich keinen Platz für sie

und ihren Bruder vorgesehen. Die Saat war bereits gesät und Eliza fürchtete sich vor dem, was eines Tages geerntet werden würde.

Der schleichende Tod

Jahre vergingen und Eliza lernte, sich an die kühle Gleichgültigkeit ihrer Stiefmutter zu gewöhnen. Doch es war Stephan, der ihr half, nicht in der Kälte zu erfrieren. Ihr Vater war oft abwesend und wenn er doch auf der Burg war, schien er sich immer erschöpfter, immer gebrechlicher zu fühlen. Sein Gang wurde schleppender, seine Augen müde, und Eliza spürte schnell, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Die Gespräche im Schloss verstummten, sobald sie einen Raum betrat, und selbst die Bediensteten schienen besorgt.

Im Jahre 385 n.V. musste Eliza mit ansehen, wie das Gesicht ihres Vaters immer fahler wurde, wie er an Gewicht verlor und starker Husten ihn plagte. Oft fand sie ihn nachts am Kamin sitzend, den Blick apathisch in die Flammen gerichtet, während seine Hände zitterten. Es war ein langsames, unaufhaltsames Dahinsiechen, und niemand konnte es aufhalten.

Eines Abends saßen Eliza und Stephan gemeinsam auf dem steinernen Sims eines Fensters, den Rücken an die kalte Mauer gelehnt. Stephan hielt einen kleinen Dolch in der Hand, ein Geschenk von seiner verstorbenen Mutter, den er gedankenverloren zwischen seinen Fingern drehte. „Die Kleriker wissen nicht, was mit ihm geschieht“, flüsterte er. Seine Stimme war kaum mehr als ein Hauch. „Aber ich habe das Gefühl, dass jemand es weiß.“

Eliza folgte seinem Blick, der zu ihrer beider Stiefmutter wanderte. Sie saß im großen Saal, die Finger um eine Teetasse gelegt, ein leises Lächeln auf den Lippen, das nicht zu der Schwere der Situation passte.

„Ich hasse sie...“ flüsterte Eliza gedrückt, ihre Finger um das raue Tuch ihres Kleides gekrallt.

Stephan nickte langsam. „Ich auch. Aber wir müssen vorsichtig sein.“ Er legte eine Hand auf ihre Schulter, drückte sie sanft an sich. „Wir haben nur noch uns. Wir dürfen nicht unüberlegt handeln, sonst werden auch noch wir getrennt.“

Diese Worte blieben Eliza tief im Gedächtnis. Wann immer die Last zu schwer wurde, würde sie Halt in Stephans Blick finden.

Ein Jahr später war Erich von Nordholm tot. Die Krankheit hatte ihn zermürbt, seine letzten Momente waren von Schwäche und Stille gezeichnet gewesen.

In der letzten Nacht seines Lebens saßen Eliza und Stephan an seinem Bett. Eliza hielt seine mager gewordene Hand und kämpfte gegen die Tränen an. Sein Gesicht war blass, seine Augen eingefallen, doch als er sie ansah, erkannte sie für einen kurzen Moment den Mann, der sie einst auf den Armen getragen und ihr stolz den Ausblick über die verschneiten Schneefelder von Escrigria präsentiert hatte.

„Eliza..“, seine Stimme war schwach, wie ein Hauch vergangener Kraft. „Du bist stark. Stärker, als du selbst zu glauben vermagst.“

Eliza schüttelte den Kopf: „Vater, bitte... Ihr dürft uns nicht verlassen. Wir brauchen dich noch...“

Ein schwachen Lächeln umspiegelte seine Lippen. „Es ist Zeit, meine Tochter. Ich spüre es. Doch ihr beide... ihr werdet ohne mich weitergehen müssen.“

Stephan trat an das Bett, stellte sich hinter Eliza und legte eine Hand auf ihre Schulter. Ihr Vater hob mit Mühe den Blick zu seinem Sohn.

„Stephan... pass gut auf dieses Land und auf deine Schwester auf. Und du Eliza... werde eine stolze Prinzessin und werde zum Sinnbild der Gerechtigkeit für unser Volk.“

Um nicht zu weinen, biss sich Eliza auf ihre Unterlippe, sodass diese anfang zu bluten. Sein Griff um ihre Hand wurde schwächer, doch seine Augen hielten ihren Blick fest.

„Ich werde nun endlich zu eurer Mutter gehen, die schon auf mich wartet,“ flüsterte er. „Ich liebe euch, meine Kinder.“ Langsam fielen ihm die Augen zu, und mit einem letzten, tiefen Atemzug war er fort.

Eliza erinnerte sich fortan an den letzten Atemzug ihres Vaters, an das fahle Mondlicht, das durch das Fenster fiel, an die Eiseskälte, die sich in ihrem Herzen ausbreitete. Etwas in ihr war an jenem Abend ebenfalls gestorben. Doch Stephan war da. Er hielt ihre Hand fest, als der Sarg des Großherzogs in die Erde gesenkt wurde. Er blieb in der Nacht an ihrer Seite, als sie stumm in die Dunkelheit starrte, ohne ein Wort zu sagen.

Stephan war nun gemäß der Thronfolge der nächste Großherzog, doch an seiner Seite stand ihrer beider Stiefmutter, deren Blick kalt und undurchdringlich war. Ihre Haltung war aufrecht, ihre Miene ungerührt, als wäre nichts geschehen. Eliza spürte einen tiefen, unaufhaltsamen Hass in sich aufsteigen. Sie wollte die Wahrheit wissen. Sie musste es wissen. Und sie würde nicht ruhen, bis sie jene Frau zur Rechenschaft gezogen hatte, die für all dies verantwortlich war. Doch diesmal wusste sie: Sie würde es nicht allein tun. Stephan würde mit ihr gehen - bis zum bitteren Ende.

Die Wahrheit hinter den Schatten

In den Jahren nach dem Tod ihres Vaters hatte sich das Leben in Nordholm verändert. Stephan war der neue Großherzog, doch die Kontrolle lag schließlich doch in den Händen ihrer Stiefmutter.

Eliza und Stephan blieben vereint, doch ihr Halbbruder Tristan wurde mit einer anderen Art von Zuneigung behandelt. Er war das Zentrum der Aufmerksamkeit ihrer Stiefmutter, wurde von ihr umsorgt und bekam alles, was er wollte. Doch Eliza und Stephan blieben ihm fremd.

Sie hatten ihn über die Jahre als Kind auf dem Arm gehalten, ihn in den ersten Jahren noch liebevoll angesehen, mit ihm gespielt, doch ihre Stiefmutter trennte die beiden von ihm. Sie hielt ihn fern von seinen Halbgeschwistern, erzählte ihm Geschichten, die die Vergangenheit verdrehten, und flüsterte ihm ein, dass Eliza und Stephan nicht wirklich seine Familie seien.

Die wenigen Male, die Eliza versuchte, Tristan näher zu kommen, begegnete sie ihm mit Zurückhalten oder gar Argwohn. Mit der Zeit wurde es schlimmer. Wenn sie ihn ansah, war da nicht mehr der kleine Bruder, sondern ein Junge der an der Seite ihrer Stiefmutter aufwuchs, von ihren Gedanken geformt.

Stephan sprach es eines Abends aus, als sie gemeinsam in der Bibliothek saßen: „Er ist ihr ganzer Stolz. Sie hat ihn vollkommen in der Hand. Nichts lässt sie von der Vorstellung ab, dass er eigentlich an meinem Platz sein sollte.“ Eliza schwieg. In ihr regte sich eine bittere Trauer, denn so sehr sie ihren Halbbruder lieben wollte, so sehr wusste sie, dass ihre Stiefmutter ihn schon lange gegen sie beide aufgebracht hatte. Sie waren in einem Haus geboren, doch sie waren noch nie wirklich eine Familie.

Im Alter von siebzehn Jahren begann Eliza Nachforschungen anzustellen. Sie erinnerte sich an die seltsamen Kräuter, die ihre Stiefmutter ihrem Vater gab, an die veränderten Rezepte der Kleriker und Alchemisten, die sie angeblich verbesserte. Doch es war nicht nur die Vergangenheit, die sie verfolgte.

In den Jahren nach dem Tod ihres Vaters hatte sich Nordholm gewandelt. Ihre Stiefmutter hatte ihre Macht gefestigt, Tristan wuchs zu einem stolzen, aber unnahbaren jungen Mann heran und Stephan und Eliza wurden immer mehr verfremdet und aus der Familie gedrängt.

Eines Nachts fand Eliza ein altes Buch in der Bibliothek der Burg, das von seltenen Giften aus Farodris sprach. Ihr Herz raste, als sie die Symptome las: zunehmende Müdigkeit, Bluthusten, schwache Glieder, Einfallen der Haut. Es passte perfekt.

„Sie hat ihn...“, flüsterte Eliza mit bebender Stimme. Sie spürte, wie ihre Fingernägel sich in das Leder des Buchs bohrten. Sie konnte es nicht zulassen. Nicht länger. Sie eilte in Stephans Gemächer, das Buch in den Händen, ihr Atem schwer.

„Stephan, ich weiß es jetzt! Ich habe die Beweise, dass *sie* es war!“ Ihr Bruder saß am Tisch, eine Hand auf die Stirn gestützt. Er blickte auf, seine Augen voller Müdigkeit, aber auch mit einem Funken von Entschlossenheit. „Wir dürfen nichts überstürzen. Ich habe in den letzten Tagen das Gefühl beobachtet zu werden. Sicherlich wird *sie* dahinter stecken.“

„Wir können nicht einfach weiter nichts tun! Sie *muss* zur Rechenschaft gezogen werden!“ Eliza schlug das Buch laut knallend auf den Tisch.

Stephan seufzte. „Eliza, ich werde handeln, aber mit Bedacht. Versprich mir, dass du nichts tust, bis wir einen konkreten Plan haben. Versprich es mir bitte.“ Eliza nickte widerwillig. Doch sie würde nie die Chance bekommen, ihren Bruder nochmals darauf anzusprechen.

Noch in derselben Nacht brach Chaos über Nordholm herein. Die Schreie der Wachen hallten durch die steinernen Gewölbe, Stahl klirrte auf Stahl und der beißende Geruch von Rauch erfüllte die Luft.

Eliza rannte von ihrem Gemach durch die Flure, ihr Herz pochte wild. Als sie die schwere Tür des Thronsaals aufstieß, sah sie ihren Bruder mitten im Kampf.

Stephan stand auf der Erhöhung vor dem Thron, sein edles Schwert fest umklammert, sein Gesicht eine Maske aus Entschlossenheit und Wut. Um ihn herum lagen bereits gefallene Angreifer, doch noch mehr drangen durch die Seitentüren in den Saal. Er atmete schwer, sein Hemd war an mehreren Stellen eingerissen, eine blutige Wunde zog sich über seinen linken Arm. Als er Eliza unten im Saal erblickte schrie er: „Eliza, lauf!“, als er mit einem schnellen Hieb einen der Eindringlinge zurückdrängte.

Doch sie konnte sich nicht rühren. Sie sah, wie er sich drehte, parierte, zuschlug - sein Schwert eine wirbelnde Kugel aus Silber. Jeder Schlag war präzise, jeder Tritt voller Kraft.

„Eliza, lauf weg und bring dich in Sicherheit! Mach dir um mich keine-“ Ein Gegner kam von der Seite, zielte auf seine ungeschützte Flanke. Stephan wich aus, drehte sich filigran zur Seite und rammte seine Klinge tief in den Leib seines Gegners. Doch in diesem Moment, als er noch in der Drehung war, kam ein zweiter Angreifer herangeeilt. Ein Schimmer von Stahl, ein schneller Stich - und die Klinge durchbohrte Stephans Brust.

Eliza schrie. Die Zeit schien in diesem Moment stillzustehen, während ihr Bruder taumelte, das Schwert immer noch in der Hand. Blut lief ihm aus dem Mundwinkel, seine Knie gaben nach, doch er fiel nicht sofort. Mit letzter Kraft riss er seine Klinge aus dem leblosen Körper seines Gegners und versuchte noch einen Schlag zu führen. Sein Schwert klirrte auf den Boden. Dann sank er auf die Knie. Blut breitete sich auf dem

kalten Stein aus, vermischte sich mit dem Schatten der tanzenden Flammen.

Eliza rannte zu ihm und fiel neben ihm auf die Knie. Ihre Hände umklammerten seinen Arm, als könnte sie ihn damit festhalten, ihn in dieser Welt halten, ähnlich wie sie es bereits bei ihrer Mutter damals versucht hatte.

„Stephan... bleib bei mir.“ Ihre Stimme zitterte.

Er keuchte, seine Finger zuckten, streckten sich nach ihr aus. „Eliza... renn...“. Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Doch sie konnte sich nicht rühren. Ihr Bruder, ihr einziger Verbündeter, lag sterbend vor ihr. Tränen brannten in ihren Augen, ihre Finger zuckten, wollten ihn festhalten, ihn retten. „Nein... nein, Stephan, du darfst mich nicht auch verlassen!“ Stephan lächelte schwach, ein blutiges Lächeln, das ihr Herz zerreißen ließ. Dann fiel seine Hand auf den Boden. Eliza schrie erneut den Namen ihres geliebten Bruders. Stephans blutiges Gesicht war das letzte, was sie sah, bevor alles um sie versank als plötzlich starke Hände sie von hinten packten und in die Dunkelheit zogen.

Die Flucht ins Ungewisse

Als sie erwachte, war es dunkel. Sie lag zwischen Kisten, ihre Hände und Füße gefesselt. Der Geruch von Holz und feuchtem Stroh brannten in ihrer Nase. Eine Kutsche ratterte über holprige Pflastersteinwege, ihr Körper schaukelte unkontrolliert mit den Bewegungen des Wagens.

Ihr Kopf pochte. Eine dumpfe Benommenheit lag auf ihr, als wäre sie aus einem tiefen, traumlosen Schlaf gerissen worden. Sie atmete schwer, jeder Atemzug schmeckte nach Staub und Angst. Ihre Kehle war trocken, ihre Lippen rissig. Ihr Geist war noch träge, gefangen zwischen dem, was geschehen war, und dem, was nun kommen mochte.

Langsam kehrte das Bewusstsein zurück, und mit ihm kam der Schmerz. Ihre Arme brannten von den Fesseln, ihre Beine waren taub vom langen Liegen in der beengten Position. Doch schlimmer als der körperliche Schmerz war die Erinnerung.

Stephan. Der Thronsaal. Das Blut auf dem kalten Stein. Sie sog scharf die Luft ein. Alles kam wieder hoch. Die Schreie, das Klirren der Schwerter, der schwindende Ausdruck in Stephans Augen, als das Leben aus ihm wich. Ein leises Zittern ergriff ihren Körper, doch sie verbot sich zu weinen. Nicht jetzt. Nicht hier.

Draußen hörte sie gedämpfte Stimmen. Männer sprachen rau miteinander, rau und unbekümmert, als wäre ihr Leben ein völlig normales. Sie lachten sogar. Wie konnten sie lachen, nachdem sie ihr alles genommen hatten? Eliza ballte ihre Fäuste.

Sie hörte wie einer der Männer erklärte: „Was ein Geschäft wir wohl mit der Kleinen da machen werden? Hab gehört in

Aegir gibt es große Nachfrage nach jungen Täubchen. Oder vielleicht doch über See nach Zarashan verschiffen? Faergriatische Tänzerinnen würden da bestimmt gut ankommen.“ Die Männer lachten schmierig.

Elizas Herz schlug härter, schneller. Wut keimte in ihr auf, brannte heiß durch ihre Benommenheit. Sie würde nicht einfach aufgeben. Sie würde nicht einfach warten, bis sie am Ende dieses Weges war und jemand über ihr Schicksal entschied. Nicht noch einmal.

Eliza spürte das raue Seil um ihre Handgelenke, das sich tief in ihre Haut grub, und atmete schwer durch die Nase aus. Jeder Ruck der Kutsche ließ ihre schmerzenden Glieder gegen die Holzwände stoßen, aber sie ignorierte den Schmerz. Sie musste sich befreien. Jetzt.

Mit einer ruhigen Bewegung begann sie ihre Handgelenke zu drehen, rieb das Seil gegen eine der Kanten der Kisten hinter ihr. Ihre Finger wurden taub, ihr Atem wurde schneller. Sie spürte, wie sich die Faser des Seils langsam lockerte. Die Stimmen der Männer vor der Kutsche waren gedämpft, aber sie konnte ihr Lachen hören. Ein Moment der Unachtsamkeit, mehr brauchte sie nicht.

Plötzlich gab das Seil nach. Mit einem Ruck zog sie ihre Hände frei und beugte sich nach vorne, um ihre Beine zu befreien. Ihre Finger zitterten, doch die Adrenalinschübe ließen sie schneller handeln. Endlich frei.

Ohne zu zögern packte sie einen losen Holzsplitter und verbarg ihn in ihrer Hand, als sie sich vorsichtig zur Ladung der Kutsche bewegte. Einer der Männer saß auf einer Kante, seine Stiefel schlenkerten sorglos um Rhythmus des Kutschengeschwankes. In einem plötzlichen, gnadenlosen Angriff packte Eliza sein Bein und zog ihn mit voller Kraft nach hinten.

Der Mann schnappte nach Luft, sein Schrei wurde von einem dumpfen Aufprall unterdrückt, als sein Kopf hart gegen die

Ladefläche schlug. Bevor er sich wehren konnte, riss Eliza ihm das Messer von seinem Gürtel und stieß es ihm brutal in die Kehle. Warmes Blut spritzte auf ihre Arme und sein verzweifeltes Keuchen klang wie ein leises Gurgeln, bevor sein Körper schwach wurde und zusammensank. Doch sie war noch nicht fertig.

Sie sprang von der Kutsche, landete auf der unebenen Erde und stürmte auf die anderen Männer zu. Der erste reagierte zu spät - mit einem einzigen, schnellen Stoß rammte Eliza ihm die Klinge tief in den Bauch und riss sie mit einer ruckartigen Bewegung zur Seite. Ein entsetztes Stöhnen entfloh ihm, bevor er zu Boden fiel.

Der nächste Peiniger zog sein Schwert, aber Eliza war schneller. Mit einem brennenden Hass in den Augen packte sie sein Handgelenk, verdrehte es mit einer brutalen Bewegung, sodass sein Schwert klirrend zu Boden fiel. Bevor er protestieren konnte, zog sie das Messer aus dem vorherigen Opfer und rammte es ihm mit all ihrer Kraft in die Brust. Sein Blick war ungläubig, als er nach Luft rang und dann mit einem dumpfen Laut zusammenbrach. Ihr Atem ging stoßweise, ihr Körper war mit Blut befleckt. Doch sie hielt nicht inne bis alle ihre Peiniger ihre gerechte Strafe erhielten.

Der letzte der Diebe versuchte zu fliehen, doch er stolperte über den Kutschenschlag. Eliza jagte ihm nach, ihr Herz schlug wie eine Trommel. Sie warf sich auf ihn, riss ihn mit sich zu Boden. Er schrie um Gnade, aber sie kannte in diesem Moment keine mehr.

Langsam richtete sich Eliza auf, blickte etwas ungläubig auf ihr Werk. Eine schreckliche Stille lag in der Luft. Ihr Herz raste, doch in ihrem Inneren war nur noch Kälte. Sie hatte alle getötet. Und sie empfand nicht einen Hauch von Reue.

Sie rannte bis ihre Lungen brannten, bis ihre Beine nachgaben. Der kalte Nachtwind biss in ihre Haut, doch sie spürte ihn kaum. Ihre Gedanken waren ein Sturm aus Bildern: die Schreie

ihrer Peiniger, das Blut an ihren Händen, der letzte Blick in Stephans Augen. Die Dunkelheit um sie herum war tief, die Bäume warfen gespenstische Schatten, die sich in ihrem benommenen Zustand wie Geister aus der Vergangenheit an sie klammerten. Jeder Schritt war eine Flucht vor dem, was sie getan hatte - und doch schien es sie zu verfolgen wie ein Echo, das nicht verhallte.

Die Tore von Schachendorf lagen vor ihr. Der Geruch von gebackenem Brot und süßliche Dämpfe der Kelterei lagen in der Luft. Vereinzelt waren Stimmen zu hören, das Knirschen von Stiefeln auf dem nassen Pflaster. Eliza zog die Kapuze eines Mantels, den sie von einem ihrer Opfer genommen hatte, tiefer ins Gesicht und bewegte sich vorsichtig weiter durch die Gassen des Dorfes.

Ihre Sinne waren geschärft, ihre Augen observierten jede Ecke, jede Gestalt, die sich in den Straßen bewegte. Sie suchte hastig, verzweifelt nach einem Ort der Sicherheit. Doch auch in Schachendorf sollte sie mit einer schrecklichen Erkenntnis konfrontiert werden.

Diebe derselben ruchlosen Bande, deren Kollegen noch vor wenigen Stunden Eliza alles geraubt, stolzierten gelassen durch Schachendorf. Wie konnte dies sein? Solche unholden Verbrecher ungestraft auf freiem Fuße?

Eliza wollte in einem der dunklen Hinterhöfe untertauchen, doch die Schatten waren voller Gestalten mit leeren Augen und gierigen Händen. Schachendorf war kein Ort, an dem jemand Zuflucht fand, der schwach wirkte.

Eine Gruppe Männer stand am Rande eines Feuers. Ihre Gesichter waren von Ruß und Dreck gezeichnet und ihre Stimmen trugen die harte Schärfe derer, die nichts zu verlieren hatten. Einer von ihnen sah sie an, seine Augen schmal, berechnend.

Eliza wich zurück, ihre Finger tasteten nach dem Messer an ihrem Gürtel. Sie wusste: Würde sie hier bleiben, wäre sie

leichte Beute. Sie hatte keine Wahl. Sie musste aus Schachendorf fliehen.

Der eisige Wind schlug ihr ins Gesicht, während sie sich durch das dichte Unterholz des dunklen Waldes außerhalb der Mauern von Schachendorf kämpfte. Die Kälte kroch durch die Risse in ihrer Kleidung, biss sich tief in ihre Haut. Jeder Schritt durch den hohen Schnee war eine Qual, ihre Stiefel sackten ein, ihre Beine zitterten vor Erschöpfung. Der Schmerz in ihrem Körper wurde mit jedem Meter intensiver, ihre Muskeln schrien nach Ruhe, doch sie zwang sich weiter. Zurück konnte sie nicht.

Die Bäume ragten wie dunkle Schatten um sie herum, ihre kahlen Äste wirkten wie gierige Finger, die nach ihr griffen.

Der Wald war still, kein Laut störte die gespenstische Ruhe, abgesehen von ihrem eigenen keuchenden Atem und dem Knirschen des Schnees unter ihren Füßen.

In der Ferne glaubte sie, das Heulen eines Wolfes zu hören, doch sie war sich nicht sicher, ob es real war oder nur eine Halluzination, ein Trugbild ihres erschöpften Geistes.

Ihre Finger waren taub, die Lippen aufgesprungen. Nur der blasse Schein des Mondes, der durch die Äste schien, brachte den Schnee um sie herum zum strahlen.

Eliza wusste nicht mehr, wie lange sie schon unterwegs war. Stunden? Eine halbe Ewigkeit? Ihre Körper fühlte sich an, als wäre er nur noch eine Hülle, angetrieben von einem letzten Fünkchen Willenskraft, doch sie wusste nicht, wie lange diese Glut noch glimmen mochte. Nach einiger Zeit entkam sie aus dem finsternen Wald und sah auf einem Hügel in der Ferne die Schemen einer großen, alten Ruine, die sich in der Dunkelheit abzeichneten.

Ein Pakt zur Sünde

Die Ruine der Himmlischen Recken lag tief im Mondblicktal, umgeben von Schnee und Eis und sicher auf einem Hügel gebaut, ganz so, als wäre es die Absicht der Erbauer gewesen, sie möglichst hoch über dem Boden gen Himmel zu bauen.

Eliza schleppte sich den rutschigen Pfad zur Ruine hinauf. Sie hatte nichts zu essen bei sich, keine vernünftigen Waffen und trug immer noch ihr dünnes Nachtgewand. Den flatterigen Räubermantel um sich zu schlingen, war ein mickriger Versuch, die verbliebene Restwärme in ihrem Körper zu halten.

Oben angekommen schlich sie ehrfürchtig über das Gelände der großen Ruine, die einst ein Kloster unter dem Schutze der Götter gewesen war. Der Anblick versetzte ihr einen Stich ins Herz und nährte die Zweifel in ihrer Seele.

Womit hatte sie diese Ungerechtigkeit in ihrem Leben verdient? Meinte das Schicksal es nicht gut mit ihr? Welche Taten hatte sie vollbracht, die die Götter erzürnt haben könnten?

Doch auf all diese Fragen bekam sie keine Antwort. Sie war allein.

Wolken schoben sich vor den hellen Mond, die Dunkelheit um sie herum wurde tiefer und verschluckte die Ruinen. In der Hoffnung, einen windgeschützten Platz in den Ruinen zu finden, erkundete Eliza weiterhin mit einem Rest Mut.

Schließlich erreichte sie eine hohe Halle, oder zumindest das, was davon über die Zeit noch übrig geblieben war. „Ob dies ein geeigneter Ort wäre?“, flüsterte sie zitternd zu sich selbst und setzte vorsichtig einen Schritt in die Halle. Mit einem Mal hörte Eliza unter ihrem Fuß ein Knacken.

Sofort sprang sie zurück, dennoch vergeblich. Mitsamt Schnee, Eis und Gestein fiel sie in eine tiefere Etage der großen Halle. Zwar landete sie weich im Schnee, doch als sie sich aufrichten wollte, gehorchte ihr der Körper nicht mehr. Nun war es nicht mehr die Kälte, die sie spürte, sondern eine bleierne Müdigkeit.

Die Wolken zogen beseite und langsam schien der Mond durch die Gemäuer der Ruine. Elizas Gedanken wanderten. Bilder flackerten auf wie Schemen eines vergangenen Lebens.

Stephan, sein Lächeln, sein glimmender Beistand und sein Mut seine geliebte Schwester zu beschützen. Ihr Vater, großes Vorbild, der seiner geliebten Tochter Stärke gab. Ihre Mutter, ihre warmen Umarmungen, der Duft von Lavendel, ihre Güte ihres geliebten Kindes gegenüber. All dies wurde ihr genommen.

Eine einzelne Träne glitt Eliza über ihre Wange. „Bruder.. Vater... Mutter...“, hauchte sie schwach. Eliza schloss ihre Augen. Alles wurde dunkel. Die Welt wurde leise. Eliza vergoss eine weitere, letzte Träne.

Wärme. Ein unerwarteter, sanfter Druck auf ihren Schultern. Wie eine Decke, die sich um sie legte. Eliza öffnete langsam die Augen wieder. Ihr Lider waren schwer, doch ihr Blick klammerte sich an eine dunkle Silhouette über ihr.

Eine Gestalt kniete neben ihr, hochgewachsen, schlank, mit langem, welligen beigen Haar, das sich leicht im Wind bewegte.

Eliza konnte nicht sprechen, konnte kaum atmen, doch ihr Herz fing langsam an schneller zu schlagen. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen, doch seine Präsenz war wie ein stilles Feuer, das ihre gefrorenen Gedanken langsam taute. Eliza vernahm eine ruhige Stimme.

„Du hast schwer gesündigt. Doch deine Flamme soll noch nicht erlöschen. Bist du bereit für deine eigene Gerechtigkeit zu kämpfen, auch wenn dich dies in noch weitaus schlimmere Sünden werfen wird?“ Elizas Finger krallten sich in die Decke, als hielte sie sich daran fest, als wäre sie der letzte Anker in

einer Welt, die sie bereits verloren hatte. Sie dachte an ihre tote Familie, an den Schmerz, an die Wut, die in ihr loderte wie eine ungezähmte Feuersbrunst. Sie dachte an ihre Stiefmutter, an Tristan. Und mit einer letzten Kraft hauchte sie: „Das bin ich.“